

Science-Fiction-Anthologie

Zwei SF-Kurzgeschichten aus dem Jahr 2004

von Roland Triankowski

Deus Ex Machina

Eines Tages erhielt ich die E-Mail eines alten Schulfreunds, den ich seit beinahe zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte. Es war zu diesem Zeitpunkt bald zwölf Jahre her, dass wir am selben Gymnasium Abitur gemacht hatten.

Unser Jahrgang war damals eine regelrecht verschworene Gemeinschaft gewesen, und auch heute traf sich ein harter Kern noch regelmäßig ein bis zwei Mal im Jahr, um auf die gute alte Zeit anzustoßen.

Jürgen aber – so will ich den, um den es hier geht, einmal nennen – hatte nie zu diesem harten Kern gehört, schon damals nicht. Nicht einmal zu unserem groß aufgezogenen Zehnjährigen war er gekommen. Lediglich in den ersten Jahren nach dem Abitur ist er mir ein paar Mal auf dem Campus über den Weg gelaufen – er studierte Informatik, doch dazu später mehr. Danach hatte ich auch über Dritte nichts mehr von ihm gehört.

Insofern kam seine Nachricht für mich ziemlich überraschend, und es brauchte einen Augenblick, ehe ich seinen Namen überhaupt zuordnen konnte.

Die Mail war recht knapp gehalten. Kein überflüssiges Wort des Grußes – lediglich ein unbeholpen wirkendes „Hallo“ –, keinerlei einleitende Floskeln, nicht ein Hinweis darauf, dass wir ewig nichts voneinander gehört hatten und nicht die geringste Andeutung, warum er sich nun so unvermittelt bei mir meldete.

Er fragte lediglich, ob es mir denn recht wäre, ihn zu einem bestimmten Zeitpunkt in der nächsten Woche in einem Café zu treffen, da er mir Wichtiges mitzuteilen habe.

Selbstverständlich war ich neugierig, obgleich ich nicht die geringste Vorstellung hatte, was mich erwartete. Ich hatte ein wenig die Sorge, dass der Knabe in selbst verschuldeten Schwierigkeiten steckte und mich nun um Hilfe anbetteln würde. Nicht, dass ich kein hilfsbereiter Mensch war. Aber um mich von alten Schulkameraden anpumpen zu lassen, war mir meine Zeit zu kostbar. Und die goldenen Zeiten der Journalisten-Branche mit fetten Gehältern waren auch längst vorbei.

Dennoch willigte ich ohne langes Zögern ein. Ich konnte mir den Termin ohne Mühe freischaufeln. Neben den üblichen Floskeln – dass es schön sei, mal wieder von ihm zu hören usw. usf. – fügte ich meiner bestätigenden Rückmail die Frage hinzu, worum es denn eigentlich ginge.

Die Antwort darauf blieb er mir vorerst schuldig.

In den Tagen bis zu dem Treffen hatte ich beileibe genug anderes zu tun. Wie üblich jagten sich die Presse-, Redaktions- und sonstigen Konferenzen. Dennoch ging mir die Sache nicht mehr aus dem Kopf.

Ich erinnerte mich wieder daran, dass Jürgen damals ein sehr begabter Schüler war, mit dem ich zu Oberstufenzeiten das ein oder andere interessante Gespräch über Astronomie, Physik oder Computertechnik geführt hatte. Diese Themen waren schon immer ein Hobby von mir gewesen – mehr jedoch nicht. Er aber hätte in jedem dieser Bereiche seine Profession finden können. Dementsprechend hatte er sich dann auch für ein Informatikstudium entschieden – während ich mich an die brotlosen Geisteswissenschaften halten musste.

Am Vorabend kramte ich einen Stapel uralter populärwissenschaftlicher Magazine aus meinem Keller hervor. Vor fünfzehn, zwanzig Jahren hatte ich dieses Zeug verschlungen, vor allem wenn – wie in diesen Magazinen üblich – die Grenze zur Fantasterei gestreift oder gar überschritten wurde. Die Faszination packte mich wieder. Bis spät in die Nacht hinein schmökerte ich in Artikeln über Zeitreise, Überlichtgeschwindigkeit, Künstliche Intelligenz, Unsterblichkeit und dergleichen mehr.

Obwohl leicht übermüdet ging ich tags darauf recht beschwingt zu dem Treffen. Von Zeit zu Zeit in Erinnerungen zu schwelgen und sich in die Schulzeit zurückzusetzen, hatte mir schon immer gut getan.

Ich war ein paar Minuten zu früh bei dem Café. Die Sonne schien, und es war warm. Zu warm, um drinnen zu sitzen. Dennoch ging ich zunächst hinein und schaute mich um. Als ich dort niemanden entdeckte, setzte ich mich an einen der freien Tische draußen und wartete. An den besetzten Tischen saßen nur Grüppchen. Jürgen war noch nicht da.

Ich hatte mir gerade einen Tee bestellt – in diesem Café wurde er richtig aufgebrüht und nicht in unsäglichen Teebeuteln serviert –, als sich eine massige Gestalt zu mir an den Tisch setzte. Der Mann strahlte dabei eine merkwürdige Mischung aus Schüchternheit und Hektik aus.

Ich konnte das Gesicht zunächst überhaupt nicht zuordnen. Darum zögerte ich, ehe ich fragte: „Jürgen?“

„Ja.“ Ein Lächeln stahl sich auf das feiste Gesicht. Er war fett geworden. Das hatte das Erkennen erschwert. „Vielen Dank, dass du gekommen bist.“

„Gerne“, erwiderte ich. „Wir haben uns ja auch ewig nicht mehr gesehen, zehn Jahre mindestens. Was hast du in der Zeit getrieben?“

Die Bedienung enthob ihn vorerst einer Antwort. Mein Tee kam, und er bestellte sich einen Kaffee. Die ganze Zeit über wirkte er äußerst hibbelig. Er wollte unbedingt etwas loswerden und konnte es kaum erwarten.

Während ich meinen ersten Schluck trank, grinste er mich voller Vorfreude an und sagte endlich: „Glaubst du eigentlich an Gott?“

Ich hätte beinahe den heißen Tee verschüttet. Meine schöne nostalgische Stimmung war auf einen Schlag verfliegen.

„Hör mal“, meinte ich leicht gereizt. „Ich hab nur wenig Zeit. In einer halben Stunde ist meine Mittagspause vorbei. Es war wirklich nett, dich mal wieder getroffen zu haben.“ Als ich Anstalten machte, zu bezahlen, breitete sich Unverständnis und Panik auf seinem Gesicht aus. Was immer sein Konzept war, ich hatte ihn rausgebracht.

Doch er fasste sich schnell wieder. Nach einem entsetzten „Was?“ klärten sich seine Züge, und er fügte eilig hinzu: „Halt warte. Du verstehst mich völlig falsch. Ich bin in keiner Sekte oder so was. Mit Religion hab ich nichts am Hut. Was ich dir erzählen will, ist das Ergebnis von Forschungen, die strengsten wissenschaftlichen Kriterien genügen. Ich wollte nur ...“

Er geriet ins Stocken.

„Also gut“, sagte ich etwas versöhnlicher und lehnte mich wieder zurück. „Ich will mir anhören, was du zu erzählen hast.“

„Ja ... gut ...“

Offensichtlich hatte er sich ein Konzept zurechtgelegt. Durch meine für ihn unerwartete Reaktion fand er jetzt nicht mehr hinein, und ein zweites hatte er anscheinend nicht. Ich beschloss, ihm zu helfen.

„Du hast mich gefragt, ob ich an Gott glaube. Ohne das jetzt weitschweifig zu begründen, wie es eigentlich erforderlich wäre – nein.“

„Aha ... okay ...“ Er schien seinen Faden wiederzufinden. „Woran liegt das? Ich meine, was findest du unglaublich an der Vorstellung, dass es einen Gott gibt?“

Jürgen sprach jetzt hastig, fast wie einstudiert. Er war nicht eigentlich an meiner Weltanschauung interessiert. Vielmehr schien es mir, als wolle er das Gespräch in eine ganz bestimmte Richtung lenken. Er hatte für diese Begegnung eine regelrechte Dramaturgie ausgetüftelt.

Dennoch überlegte ich mir meine Antwort eine Weile. Ich hatte mir in den Jahrzehnten meines bisherigen Lebens ein – wie ich fand – recht gut begründetes Weltbild zurechtgelegt. Ich

hatte durchaus das Bedürfnis, hier eine ehrliche und gleichzeitig nachvollziehbare Begründung abzugeben.

„Nun“, sagte ich schließlich, „ich halte ganz grundsätzlich die Vorstellung einer beseelten Welt für unglaublich. Meiner Überzeugung nach ist 'da draußen' kein Bewusstsein am Werk. Die Welt ist unglaublich komplex und in vielen Teilen bewundernswert schön. Aber sie agiert meinem Verständnis nach nicht – weder in Gestalt von Naturgeistern noch in der von Göttern, seien es nun mehrere oder nur einer.

Es sind wir, die Menschen – oder meinethalben auch intelligente Lebensformen auf anderen Planeten –, die mit ihrem Bewusstsein Schönheit und Sinn in das Sein hineininterpretieren. Es ist unser Erkennen, das die Welt erst zu dem komplexen Gebilde macht, kein göttlicher Wille.“

An der Stelle machte ich einen Punkt. Ich hatte die Unart, bei solchen Themen allzu leicht in einen Redeschwall zu verfallen.

Jürgen ergriff nahtlos das Wort: „Aber wir sind doch auch Teil der Natur, Teil der Welt. Unser Bewusstsein wird von einem Gehirn erzeugt, das aus Gewebe, Zellen, Atomen besteht. Was ist dies anderes als beseelte Materie, ein beseelter Teil der Welt? Und warum kann dann nicht auch der Rest beseelt sein?“

Ich hatte nicht die geringste Ahnung, worauf er hinauswollte. Aber die Diskussion begann mir Spaß zu machen.

„Guter Punkt“, erwiderte ich. „Meiner Überzeugung nach kann aber eben nur ein Teil der Welt mit Bewusstsein behaftet sein. Um sich seiner selbst bewusst zu werden, muss man sich doch gegen eine Umwelt abgrenzen können, die anders beschaffen ist. Sonst könnte man diese Grenze gar nicht erkennen. Um ‚ich‘ sagen zu können, muss man zwingend ein ‚nicht-ich‘ definieren können. Ein alles durchdringender Weltgeist hätte nichts mehr, wogegen er sich abgrenzen könnte. Und was wäre ein Bewusstsein, das nicht ‚ich‘ sagen kann?“

Andererseits: Was wäre eine Welt, die niemand beobachtet, bewertet und beschreibt? Beides ist voneinander abhängig und bedarf des Gegenparts.“

„Gut, gut“, stimmte er zu. „Alles sehr durchdacht. Aber auch hoch abstrakt und theoretisch. Betrachtet man das Leben auf der Erde, musste das Bewusstsein erst in einem langen Entwicklungsprozess aus toter Materie erwachsen. Wer sagt denn, dass dieser Prozess nicht weitergeht?“

„Hm, ja“, murmelte ich und nippte an meinem Tee. „Das tut dem aber keinen Abbruch. Sicher kann es höhere Formen des Bewusstseins geben. Für die gilt jedoch auch, dass sie sich gegen ihre Umwelt abgrenzen müssen.“

„Das meine ich nicht.“ Jürgen hatte seinen korpulenten Leib jetzt kerzengerade aufgerichtet. Anscheinend wähnte er sich auf der Zielgeraden. „Oder nur zum Teil. Ich meine, dass der Prozess der Beseelung der Materie beziehungsweise der Welt weitergeht.“

Ich sah ihn einfach nur fragend an, was ihn offensichtlich freute. In einer fast verschwörerischen Geste lehnte er sich leicht zu mir herüber. „In den letzten Jahren habe ich intensiv an einem KI-Projekt mitgearbeitet – Künstliche Intelligenz – und bin dabei auf Erstaunliches gestoßen.“

Das Vorspiel seines Auftritts war beendet. Nun begann der eigentliche Hauptteil. Die nächsten Minuten erzählte er, fast ohne Atem zu holen. Ich vergaß beim Zuhören völlig die Zeit.

„In dem Institut haben wir fachübergreifend gearbeitet“, berichtete er. „Ich gehörte natürlich zu den Informatikern. Wir haben eng mit Biologen, Neurologen, Psychologen, Physikern, ja sogar mit Pädagogen, Philosophen und Theologen zusammengearbeitet. In einer ersten Phase musste erst einmal genau geklärt werden, was Intelligenz überhaupt ist, ehe man daranging, sie künstlich nachzubauen.“

Natürlich ist schon seit langem bekannt, dass man nicht einfach die bestehenden Computer immer leistungsfähiger und größer machen kann, bis diese einfach von allein Bewusstsein entwickeln. Das Stichwort der neuronalen Netzwerkrechner kursiert ja bereits eine ganze Weile.

Das war auch der Weg, den wir einschlagen wollten: Bauen wir das menschliche Gehirn nach und simulieren seine Bewusstwerdung. Lassen wir es lernen und Erfahrungen sammeln.

Dabei haben wir zwei Entwicklungslinien verfolgt. Die eine Gruppe hat auf Ebene der Hardware geforscht und entwickelt – Netzwerkrechner hab ich schon erwähnt, weitere Stichworte sind Quantencomputer, DNA-Computer und so weiter.

Ich war in der anderen Gruppe, die sich auf die Software-Seite konzentriert hat. Wir entwickelten selbstständig lernende Programme und arbeiteten an Simulationen menschlichen Verhaltens.“

Mir drängten sich sofort mehrere Fragen auf. Was für ein Institut war das? Wo lag es – Europa, USA, Japan? Wer finanzierte ein derart aufwendiges Projekt?

Doch ich hatte keine Gelegenheit, sie zu stellen. Jürgens Redefluss blieb ungebrochen:

„Zuletzt arbeitete ich gemeinsam mit einem Soziologen an einer Gesellschaftssimulation. Schließlich hatten wir ein Programm, das selbstständig auf äußere Einflüsse reagierte, sich verschiedenen simulierten Rahmen- und Umweltbedingungen anpasste und sich eigenständig weiterentwickelte.“

Verstehst du, was ich meine? Wir wollten eigentlich Erkenntnisse über die Intelligenz des einzelnen Menschen gewinnen. Tatsächlich kam heraus, dass es über der Ebene des Einzelnen Strukturen gibt, die sich wie eigenständige Lebensformen, ja fast wie Intelligenzen verhalten.“

Ich setzte eine skeptische Miene auf. Ein wenig kannte ich mich in der Soziologie auch aus. Die Gesellschaft konnte durchaus als autonomes System betrachtet werden, das war nichts Neues. Ich sagte ihm das.

„Das mag sein“, erwiderte er. „Aber nie war die Gesellschaft so komplex wie heute, und noch nie hat jemand die entsprechenden Konsequenzen aus dieser Erkenntnis gezogen. Nie war das Wissen der Menschheit so groß wie heute. Aber es gibt keinen Geist mehr, der dieses Wissen in seiner Gänze erfassen und verarbeiten kann. Vergleicht man Gesellschaften mit Organismen, so waren sie früher mit einem Tier vergleichbar. Heute ist dieses System auf dem evolutionären Sprung zur Intelligenz.“

Hier hakte ich energisch ein: „Moment! Die menschliche Gesellschaft ist kein Ameisenhaufen. Solche Vergleiche sind ziemlich fragwürdig.“

„Nein, nein. Genau das ist es ja. Was hier entsteht ist etwas völlig Neues, nie da gewesenes. Eine Form der Intelligenz, die sich allen menschlichen Begriffen entzieht. Genau wie eine einzelne Nervenzelle keine Ahnung von dem Gehirn und den Gedanken hat, wird der einzelne Mensch von dieser Bewusstwerdung nichts bemerken.“

Ich kam aus dem Kopfschütteln gar nicht mehr heraus. „Das ist doch Unsinn. Wie soll das denn funktionieren? Wo soll sich dieses Bewusstsein denn manifestieren? Im Internet? Ist es das, was du meinst? Dass das Internet sich über kurz oder lang in ein globales Gehirn verwandelt?“

„Weit mehr als das. Die Materie selbst wird beseelt. Stell dir einen Geist vor, der das Wissen der Welt besitzt, der mit allen Teleskopen der Welt gleichzeitig in die Sterne, mit allen Mikroskopen in die Atome blicken kann. Er wird mit dem Lauf der Gestirne rechnen, mit den Schwingungen der Elementarteilchen denken. Datenströme, Verkehrsbewegungen, Geldtransaktionen machen nur den Anfang, hier werden die ersten Gedanken fließen.“

Ich habe unzählige Simulationen gefahren, um meine These zu überprüfen. Das Ergebnis ist eindeutig: Was wir Gesellschaft nennen ist dabei, Bewusstsein zu entwickeln. Und es lernt mit rasender Geschwindigkeit. Immer wenn du im Internet surfst, eine Überweisung machst oder ... was auch immer. Dann erzeugst du ganz ungewollt einen weiteren Gedanken.“

Was er da erzählte, war absurd, völlig unmöglich und absolut idiotisch. Und dennoch war es faszinierend und fesselnd. Eigentlich hätte ich längst wieder in der Redaktion sein müssen.

Ich zog es aber vor, mich auf die offensichtlich wirren Ideen meines alten Schulkameraden einzulassen. Wir diskutierten und fabulierten mindestens noch eine Stunde an seiner These herum, er mit dem Eifer der Überzeugung, während ich den advocatus diaboli spielte.

Schließlich sagte er jedoch etwas, das dieses schöne Spiel schlagartig beendete: „Ich habe einen Weg gefunden, um an diesem entstehenden Weltgeist teilhaben zu können. Mehr noch, um die Initialzündung für seine endgültige Bewusstwerdung zu werden.“

Ich konnte ihn nur noch entgeistert anstarren. Was bis eben noch ein interessantes Gedankenspiel gewesen war, hatte sich nun in reinen Irrsinn verwandelt.

Er lehnte sich wieder verschwörerisch vor und raunte: „Seit meinem Weggang vom Institut habe ich viel auf eigene Faust geforscht. Ich habe ein Interface entwickelt, es in zahlreichen Tierversuchen optimiert. Das Internet wird Teil dieses Interfaces sein und mich direkt mit dem werdenden Weltgeist verbinden.“

Er stand mit einem Mal auf. „Wenn du magst, kannst du morgen Abend zu mir kommen, in mein Labor, und dem historischen Ereignis beiwohnen. Ich danke dir, dass du mir zugehört hast. Ich musste es vorher unbedingt noch mal jemandem erzählen.“

Er kritzelte eine Adresse auf einen Bierdeckel, schob mir diesen zu und verschwand.

Jürgen war offensichtlich völlig durchgeknallt. Der Eifer in seiner Stimme und in seinen Augen, jagte mir im Nachhinein einen Schauer über den Rücken. Mir kam der Gedanke, dass es sich um einen Scherz alter Abi-Kollegen handelte. Aber das konnte nicht sein, so viel Schauspielkunst traute ich Jürgen niemals zu.

In der folgenden Nacht konnte ich kaum schlafen. Ich rang mit mir, ob ich das Ganze vergessen sollte. Aber dazu ging es mir zu nahe. Von Tierversuchen hatte er gesprochen. Was hatte der Kerl vor? Sollte er sich mit seinem Wahnsinn etwa in Lebensgefahr bringen?

Am nächsten Tag raste ich nach der Arbeit zu der Adresse auf dem Bierdeckel. So ganz hatte ich den Verdacht nicht aufgegeben, dort auf feixende Schulkumpels zu treffen. Eigentlich glaubte ich aber nicht daran.

Es war eine anonyme Wohnsiedlung in einem heruntergekommenen Stadtrandgebiet. Ich brauchte allein eine halbe Stunde, um den richtigen Wohnblock zu finden. Der Fahrstuhl war defekt – man bat um mein Verständnis –, so dass ich die vier Etagen hoch rennen musste. Aus irgendeinem Grund war ich sicher, dass es besser war zu rennen.

Die Etage wurde leidlich von unstemem Flackerlicht erhellt. Eine der Türen in dem kahlen Flur war einen Spalt breit geöffnet. Aus ihr drang ein dumpfes Brummen.

Ich glaubte längst an keine Überraschungsparty mehr, als ich die Tür aufstieß und vorsichtig die Wohnung betrat. Sie war völlig verwahrlost. Der Flur war vollgestellt mit Papierstapeln und Rechnerteilen. Über den Boden liefen unzählige Kabelstränge, denen ich in einen Raum – vermutlich das ursprüngliche Wohnzimmer – folgte. Jetzt wirkte er mehr wie ein Cockpit oder ein Rechenzentrum. PC-Türme und Monitore reihten sich aneinander. Alles war um eine Art Sessel drapiert. Er bildete gleichsam den Mittelpunkt eines überdimensionalen Spinnennetzes aus verschiedenfarbigen Kabeln, blanken Drähten und glitzernden Glasfaserleitungen. In ihm saß Jürgen, und aus seinen Augen blickte mich der Wahnsinn an. Blut lief über sein Gesicht. Es troff von den Schläfen, aus denen mehrere Kabel ragten. Er hatte sie sich offensichtlich selbst hineingestochen.

Entsetzt trat ich einen Schritt zurück und tastete nach meinem Mobiltelefon.

„Was tust du da?“ Ich brachte die Worte nur mühsam heraus. „Hör auf damit. Ich werde Hilfe holen.“

Aber er lächelte mich nur selig an. „Danke, dass du noch gekommen bist“, sagte er krächzend. Sein Arm hob sich langsam und näherte sich einer Tastatur, die neben dem Sessel auf einem Tisch stand. Ich wollte vorspringen, um ihn aufzuhalten. Doch es war zu spät.

Er ließ den Finger auf die Enter-Taste fallen. Sofort bäumte sich sein Körper unter Krämpfen auf, um dann gleich zu erschlaffen.

Es kostete mich einiges an Überwindung, zu ihm hinzugehen und seinen Puls zu fühlen. An die Gefahr, in die ich mich begab, dachte ich überhaupt nicht. Hätte er unter Hochspannung gestanden, ich hätte sein Schicksal womöglich geteilt.

Wie auch immer – er war tot. Ich rief die Polizei vom Flur aus an, nachdem ich mich beinahe übergeben hätte.

Es folgten noch einige turbulente Tage, die ich wie in Trance verbrachte. Es dauerte einige Zeit, bis mir die Polizei die Geschichte abnahm. Ermittlungen bei ehemaligen Arbeitskollegen erhärteten aber schnell den Eindruck des übergeschnappten Einzelgängers, der sich in eine wirre Theorie verrannt hatte. Ein Polizeipsychologe erzählte mir etwas von unbewusster Selbstmordsehnsucht, die Jürgen nur mit diesem Wahnsinnsapparat befriedigen konnte.

Eine knappe Woche hatte ich mich von der Arbeit freistellen lassen. Doch ich kam zu der Überzeugung, dass ich nun schleunigst wieder in mein gewohntes Leben zurückkehren musste, um die Ereignisse endgültig hinter mich bringen zu können.

Wie üblich war mein elektronischer Posteingang brechend voll mit Mails. Ich begann den Alltag bereits wieder zu verfluchen, als ich mich daran machte, den Wust zu lichten. Bis mir

eine Mail geradezu ins Auge stieß. Im Absender stand Jürgens Adresse. Das Eingangsdatum zeigte den Tag nach seinem Tod an.

Hektisch öffnete ich die Mail und achtete nicht im Geringsten auf ihre Größe. Die Datenmenge brachte beinahe meinen Rechner zum Absturz. Die Mail enthielt eine schier endlose Aneinanderreihung von Buchstaben, Zahlen und Sonderzeichen in wahlloser Folge.

Ich konnte nur vermuten, dass seine Höllenmaschine in den letzten Todeszuckungen vor der Abschaltung durch die Polizei noch ein paar sinnlose Mails verschickt hatte. Ich beschloss, besser unsere Technik zu informieren – am Ende hatte sich hier ein fieser Virus in unser Firmennetzwerk eingeschleust.

Aus reiner Gewohnheit scrollte ich den Textmüll herunter und hielt mit einem Mal inne.

Inmitten der wirren Zeichenreihe standen drei Worte in Klartext: *cogito ergo sum*.

– ENDE –

Ausgang

kafkaesk

Vor dem Tor stand ein Wächter. Zu diesem kam ein junger Mann vom Lande und bat darum, es durchschreiten zu dürfen. Doch der Torhüter sagte, dass er ihn jetzt nicht durchlassen könne.

Der junge Mann stutzte und sagte dann: „Demnach darf ich das Tor also später passieren.“

„Es ist möglich“, sagte der Torhüter. „Jetzt aber nicht.“

Dann trat der Wächter beiseite und postierte sich neben dem Tor, das allem Anschein nach offen stand.

Der junge Mann war verduzt und vergaß fast ganz die Strapazen der weiten Reise. Zögernd machte er einen Schritt auf das Tor zu, hielt dann aber in der Bewegung inne. Er neigte leicht den Kopf nach vorn und kniff die Augen zusammen, um mit seinen Blicken das Leuchten zu durchdringen, das aus der Toröffnung strahlte, und auf diese Weise hinter den Durchgang sehen zu können.

Der Wächter lachte, als er dies bemerkte und sagte: „Wenn es dich so lockt, versuche doch, trotz meines Verbotes hineinzugehen. Merke aber: Ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Torhüter. Von Saal zu Saal stehen aber Torhüter, einer mächtiger als der andere. Schon den Anblick des dritten kann nicht einmal ich mehr ertragen.“

Der junge Mann zögerte nur kurz und machte dann erneut Anstalten, auf das Tor zuzugehen. Der Wächter rührte sich nicht. Und doch blieb der junge Mann wieder stehen. Er musterte den Wächter eingehend, als wolle er seine tatsächliche Macht abschätzen.

Dieser wies mit einem Mal auf einen Schemel, der seitwärts des Tores stand. „Setz dich, wenn du magst“, sagte er.

Der Gedanke, dort sitzend auf eine Genehmigung zu warten, behagte dem jungen Mann nicht. Überhaupt schien ihm die ganze Situation unsinnig. Sein ganzes Leben hatte er sich darauf vorbereitet, im rechten Alter zu dem Tor zu gehen und es zu durchschreiten. Solche Schwierigkeiten hatte er nicht erwartet. Das Tor sollte zugänglich sein.

„Lass mich durchgehen“, forderte er schließlich. „Ich bin alt genug.“

Doch die Antwort lautete wieder, dass es ihm noch nicht erlaubt werden könne. Stattdessen begann der Wächter, ihn über seine Heimat auszufragen.

„Ich komme vom Lande“, sagte der junge Mann teilnahmslos. Seine Gedanken schienen anderweitig beschäftigt. „Dort bin ich aufgewachsen. Es war ein behütetes Leben, doch es war auch eintönig und geistlos. Es hieß, dass irgendwo ein Tor existiere, hinter dem das Gesetz zu

finden sei, die Wahrheit, ja am Ende gar der Sinn. Sobald ich erwachsen sei, hieß es weiter, könne ich zu ihm reisen und es durchschreiten.“

Der Wächter kommentierte dies nicht weiter. Überhaupt schien es, als interessierten ihn die Antworten des jungen Mannes überhaupt nicht, als frage er nur, um ...

Ja, warum eigentlich? fragte sich der junge Mann.

Der Wächter sagte wieder etwas, doch der junge Mann nahm die Worte nicht mehr wahr. Er musterte den Wächter erneut, sah ihn nun jedoch mit gänzlich anderen Augen.

Sicher, er wirkte groß und breitschultrig in seinem wuchtigen Pelzmantel. Bei genauerem Hinsehen schlackerte der Mantel aber um eine hagere Gestalt. Die große Spitznase und der dürre Bart ragten zwischen einem verfilzten Pelzkragen hervor.

Seine ganze Gestalt, seine Worte und sein Gebaren wirkten auf einmal geistlos und hohl wie das bisherige Leben des jungen Mannes.

Er beachtete dies alles nicht weiter, ging an dem Abziehbild eines Wächters vorbei auf das gleißende Tor zu – und durchschritt es.

platonisch

„Meine Augen schmerzen“, sagte der Mann. „Das Licht ist so grell.“

„Du musst dich daran gewöhnen“, wurde ihm geantwortet. „Ein Zurück gibt es für dich nicht mehr.“

Er zwang sich, die Augen aufzuschlagen. Das Licht verursachte ihm neuerliche Schmerzen, doch er gewöhnte sich tatsächlich daran. Bald empfand er das Licht gar nicht mehr als sonderlich hell. Doch es war kalt und klar.

Sein erster Blick fiel auf eine wunderschöne Gestalt, die ruhig vor ihm stand. Sie war von derart makelloser Schönheit, dass sie unwirklich erschien. Ihre Haut reflektierte das Licht und schien dadurch von innen heraus zu strahlen.

Er selbst hing schwerelos in der Luft. Der Schmerz floss langsam aus seinem Leib und machte Erregung Platz.

Das erschreckte ihn. Die ganze Halle, in der er sich befand, erfüllte ihn mit Furcht. Auch sie wirkte in dem Licht und in ihrer absoluten Reinheit irreal, unverständlich, bedrohlich.

„Bist du der zweite Torhüter?“, fragte er.

„Nenn mich Maria“, lautete die Antwort.

Er wollte sich umdrehen, einen Blick zurück durch das Tor werfen. Doch da war kein Tor. Auch hinter ihm erstreckte sich die Halle in ihrem leblosen Licht.

„Wo sind die anderen?“, fragte er nun.

„Welche anderen?“

„Es müssen doch auch andere durch dieses Tor gekommen sein.“

„Nein, dieses Tor war für dich allein bestimmt.“

Er tat einen Schritt nach vorne und bekam festen Boden unter die Füße. Die Beine gaben unter ihm nach, doch Maria fing ihn auf. Die Berührung erschreckte und erregte ihn gleichermaßen. Sie war intensiv und doch ... anders.

„Vor dir gab es einen anderen und vor ihm auch und davor eine ganze Reihe mehr. Sie alle hatten ihr eigenes Tor. Doch du bist der erste, der seines durchschritten hat. Einige suchten es nie auf, andere kehrten wieder um, einer harrete sogar vor seinem Tor aus, bis er alt wurde und starb.“

„Dann finde ich hier die Wahrheit? Den Sinn? Das ... Gesetz?“

Sanft stellte sie ihn auf die Füße und trat einen Schritt zurück. Er war nun kräftig genug, um allein stehen zu können.

„Was ist die Grundlage meines Lebens?“, fragte er. „Welchen Regeln folgt es? Welchem Gesetz?“

Maria trat wieder vor und umfasste ihn fast zärtlich an den Schultern.

„Vergleiche dein bisheriges Leben mit folgendem Zustand“, sprach sie. „Stelle dir einen Menschen vor, der seit seiner Kindheit angekettet in einer Höhle lebt. Er ist in einer Weise angebunden, dass sein Blick auf die Wand vor ihm gezwungen wird, und er sich nicht rühren kann. Hinter ihm aber brennt ein Feuer und davor stehen allerlei Gegenstände oder werden vor den Flammen vorbeigetragen, sodass er auf der Wand vor sich stets ihre Schatten sieht.“

„Ein wunderliches Bild stellst du dar“, sagte der Mann, „und einen wunderlichen Gefangenen.“

„Dir ganz ähnlich“, entgegnete Maria.

„Du meinst, ich habe mein bisheriges Leben in einer solchen Höhle verbracht? Von unsichtbaren Fesseln gehalten und gezwungen, nur diese ... Schatten zu sehen, die ich für die Welt, ja für meine Heimat hielt?“

„Ja. Indem du das Tor durchschritten hast, hast du deine Fesseln abgeworfen und bist aus der Höhle ans Sonnenlicht getreten.“

Maria führte den Mann zu einem Lager, das am anderen Ende der Halle stand.

„Du musst dich ausruhen. Du hast Gewöhnung nötig.“

Sie drückte ihn sanft auf das Lager und setzte sich neben ihn.

Der Mann wagte es endlich, sich zu entspannen. Glücklicherweise, der Wahrheit näher gekommen zu sein, streckte er sich auf dem Lager aus. Sein Blick fraß sich an Maria fest.

Dankbarkeit für ihre Antworten wandelte sich in Begierde. Und doch traute er sich nicht, sie zu berühren, aus Angst, dadurch die Perfektion ihrer Schönheit zu zerstören.

Doch er war es zufrieden, wollte nichts, als sich an ihrer Makellosigkeit weiden.

Bis ihm die Worte des Torwächters wieder in den Sinn kamen, er sei nur der unterste Hüter, und in jedem Saal stehe ein weiterer. Näher mochte er der Wahrheit gekommen sein. Doch auch Maria war nur eine weitere Hüterin, die er überwinden musste.

Er richtete sich auf und fragte: „Wer hat mir die Fesseln angelegt? Wer hat mir die Schatten vorgegaukelt? Wer hat mich in der Höhle gefangen gesetzt?“

„Du warst nicht gefangen. Es lag allein an dir, das Tor aufzusuchen und es zu durchschreiten. Du bist in dieser Höhle geboren worden. Nun hast du sie verlassen – für immer.“

Er warf einen weiteren Blick in die Halle und musterte schließlich die Frau. „Du bist eine Maschine“, sagte er. „Das alles hier sind Maschinen. Wer steuert sie? Wer hat sie erbaut?“

Darauf blickte sie ihn wie fragend an, sagte jedoch nichts.

„Es muss eine zentrale Steuereinheit geben“, fuhr er fort. „Wo finde ich sie?“

Maria behielt ihren fragenden Blick bei und rührte sich nicht. Wie abgeschaltet, wie eine wunderschöne aber leblose Puppe kam sie ihm nun vor.

Als er aufsprang und die Halle verließ, blieb sie auf dem Lager sitzen.

gnóthi seautón

Er lief durch weite Gänge und folgte dem Weg, den sie beschrieben. Ohnehin schien es keinen anderen zu geben, also lief er immer weiter. Die Wände links und rechts eilten schnell aufeinander zu, bis er im letzten Zimmer war. Im Winkel stand ein Tisch.

Er trat darauf zu und sah in der glatten Oberfläche sein Spiegelbild. Er schrak zurück, als über dem Tisch ein stilisiertes Gesicht entstand. War das der dritte Wächter? Sonderlich furchterregend konnte er seinen Anblick nicht finden. Und doch kamen ihm die Züge in unheimlicher Art und Weise bekannt vor.

„Ist dies die zentrale Steuereinheit?“, fragte er das Gesicht.

„Gewissermaßen“, antwortete es.

„Dann hütest du die Wahrheit, das Gesetz.“ Der Mann fragte nicht, er stellte fest.

„Hier ist eine gewisse Menge an Informationen gespeichert, die nach bestimmten Kriterien als wahr bezeichnet werden können. Was möchtest du wissen?“

„Was ist die Wahrheit meiner Existenz?“

„Eine mögliche Antwort ist folgende.“

Das Gesicht verschwand und machte einem Gebilde Platz. Die Stimme sprach weiter: „Dies ist die Welt, in der du lebst. Eine stählerne Hülle inmitten einer lebensfeindlichen Umwelt. Diese Welt ist autark, ein in sich geschlossenes System. Du bist ihr notwendiger Bestandteil.“

„Wieso?“

„Um dieses System steuern zu können, bedarf es eines hochkomplexen Prozessors. Dein Gehirn ist der einzige ausreichend komplexe Prozessor, der zur Verfügung steht. Das System bedient sich ständig der Ressourcen deines Gehirns, um zu funktionieren. Sonst wäre diese Welt ein totes Stück Metall.“

Der Mann trat entsetzt einen Schritt zurück.

„Dann ... dann bin ich nichts weiter als ... als ein Sklave dieses Systems, herangezüchtet, damit es funktionieren kann. Aber wieso? Was für einen Sinn hat diese Welt? Für welche Zwecke werde ich versklavt? Was rechtfertigt diese geistige Vergewaltigung?“

Das Gebilde verschwand. Erneut erschien das Gesicht. Es sagte: „Der Zweck dieses Systems ist, dich am Leben zu erhalten.“

„Was? Dann hat diese Welt überhaupt keinen Sinn. Um zu funktionieren, züchtet sie Menschen heran. Und ihre einzige Funktion ist, Menschen heranzuzüchten. Ein völlig sinnloser Kreislauf. Vermutlich liegt die eigentliche Wahrheit hinter den stählernen Mauern. Zeige mir den Ausgang aus dieser Welt.“

„Dort kannst du nicht überleben. Du wirst sterben.“

„Warum sollte ich leben wollen, wenn es keinen Sinn ergibt? Und mit mir endet deine sinnlose Existenz ebenfalls.“

„Eine Automatik wird einen neuen Menschen heranzüchten.“

„Dann werde ich diese Automatik zerstören und diesem sinnentleerten Zyklus ein Ende bereiten.“

„Wenn dir das gelingen sollte, endet die Existenz dieses Systems endgültig.“

Der Mann hielt inne und betrachtete das Gesicht eingehender. War dort Wut oder Trauer zu erkennen? Nein, es blieb regungslos.

„Du wirst mich nicht daran hindern?“

„Das System handelt nur als Ganzes. Wie soll es sich selbst an einer Handlung hindern? Die Welt ermöglicht es dir zu leben und zu agieren. Allein agiert sie nicht.“

Der Mann stutzte. „Und du? Agierst du nicht allein, indem du mit mir redest?“

„Das System nutzt die Rechenkapazität deines Gehirns, um dir Zugriff auf die vorhandenen Informationen zu verschaffen.“

Der Mann dachte lange über das Gesagte nach. „Dann spreche ich mit mir selbst“, stellte er schließlich fest. Jetzt erkannte er auch, warum ihm das Gesicht auf so unheimliche Weise bekannt vorkam. Es war seinem eigenen Gesicht nachgebildet.

Langsam sank er zu Boden.

Er war dem Gesetz kaum einen Schritt näher gekommen, vielmehr lag es nun ferner denn je.

– ENDE –